

J. STENZELS SATZTHEORIE

Ein Gedankenaustausch

zwischen H. AMMANN-Innsbruck und J. STENZEL-Kiel anläßlich Stenzels „Sinn, Bedeutung, Begriff, Definition. Ein Beitrag zur Frage der Sprachmelodie“ Jahrbuch für Philologie I, 1925, S. 160–201

Der Untertitel des Stenzelschen Aufsatzes mag auf den ersten Blick befremden. Was hat Sprachmelodie mit Bedeutung, Begriff, Definition zu tun? Die Antwort gibt das erste Wort der Überschrift, das den Übergang zur „sinnlichen“ Erscheinung vermittelt: das Wort „Sinn“. Als Sinn-Einheit ist der gesprochene Satz zugleich sinnlich wahrnehmbare melodische Einheit; die Sprachmelodie des Satzes liegt als Korrelat des Gesamtsinnes im sinngebenden Bewußtsein schon bereit, ehe sich der „Sinn“ noch in Einzelbedeutungen gegliedert hat.

Stenzel geht von den unscheinbaren Unterschieden aus, die der Sprachgebrauch bei der Wahl der Worte *Sinn, Bedeutung, Begriff* erkennen läßt. Er breitet die ganze Fülle der gedanklichen Beziehungen vor dem Leser aus, die das Wort *Sinn* in sich birgt, von Wendungen wie *im Sinne haben* bis zu Redensarten wie *er hat seine fünf Sinne nicht beieinander*. Indem das Wort *Sinn* einerseits die Beziehung auf das meinende Subjekt in sich enthält, das etwas „im Sinne hat“, andererseits die Beziehung auf das Wort, das „Sinn hat“, mit dem etwas vermeint ist, wird uns der enge Zusammenhang beider Beziehungen erkennbar; der Sprachgebrauch lehrt uns so (S. 165) „die unaufhebbare Wechselwirkung zwischen dem denkenden Ich und dem vom Ich Gedachten festzuhalten; beides ist schlechthin untrennbar verbunden“. (I).

Der Begriff des Sinnes ist in besonderer Weise dem Satzganzen zugeordnet, wie der Begriff der Bedeutung dem Worte; das Einzelwort hat nur „Sinn“ im Zusammenhang der Äußerung. So bestimmt sich auch im Ganzen des Satzes der Sinn des an sich mehrdeutigen Wortes durch die von vornherein gegebene Beziehung auf eine vorschwebende, im Aussprechen des Satzes sich entfaltende

Sinn-Einheit. (II.) Dieses Einbezogensein der Teile in ein Sinn Ganzes gibt sich nun beim gesprochenen Satz auch in der Einheit der Sprachmelodie kund. Die beiden Sätze „*Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen*“ und „*Der Herr hat seinen Schirm vergessen*“ fangen im Schriftbild mit den gleichen Worten an; in der lebendigen Rede dagegen sind die Worte „*der Herr*“ von vornherein in beiden Fällen so verschieden intoniert, daß es nicht einmal der übrigen Satzglieder bedürfte, um die scheinbare Zweideutigkeit zu beheben.

Der Begriff der Sprachmelodie wird in sehr fruchtbarer Weise dem Gestaltbegriff der neueren Psychologie untergeordnet (III.) und die Eigenart der Sprachmelodie im Vergleich mit der musikalischen Melodie entwickelt (IV.). (S. 180:) „Sprachmelodie ist nur möglich im Hinblick auf den durch sie dargestellten Bedeutungszusammenhang“. Dem Zeichensystem der Einzelsprache, das die Bedeutungen in sich birgt, ist ein Bestand von Sprachlauten zugeordnet; die lautliche Gliederung des sprachmelodischen Ganzen unterscheidet sich so grundsätzlich vom Aufbau der musikalischen Melodie aus Tönen bestimmter Höhe mit festen Intervallen. Die Sprachmelodie ist „die Repräsentation des Gesamtsinnes als Einheit“ (S. 182); sie ist auf Gliederung in Worte angelegt, wie der Sinn auf Gliederung in Bedeutungen. Von hier aus fällt auch neues Licht auf das Wesen der psychophysischen Korrelation (V.). Das eingliedrige Satzäquivalent enthält die verkürzte Sprachmelodie eines ganzen Satzes. Wo die Worte versagen, kann die unmittelbare sinnliche Wirkung der Sprachmelodie eintreten, um das Gemeinte zu verdeutlichen, wie in der Fauststelle „*Nenns Glück, Herz, Liebe, Gott . . .*“ (VI.).

Im vollen Gegensatz zum „Sinn“ ist der Begriff objektiv eingestellt, er drängt gleichsam vom Subjekt fort: „auf irgendeine neue Weise wird subjektives Meinen gebunden und im Verstehen verbunden: ein Objektives, ‚Gültiges‘ liegt immer dem Begriff nahe“. (S. 191.) Damit kommt der Verfasser auf das Verhältnis von Logik und Grammatik zu sprechen; die Logik wird in der Auffassung des Urteils und seiner Gliederung ihre eigenen, von der grammatischen Analyse unabhängige Wege gehen müssen, wie andererseits auch die psychologische Deutung der sprachlichen Äußerung sich von den grammatischen

Kategorien freimachen muß. Das Wesentliche am Urteil ist die Einheitsbeziehung, durch die die Gliederung sich als Fügung zusammengehöriger Teile zum Ganzen erweist; die Kopula kann als sprachlicher Ausdruck dieser Einheitsbeziehung dienen und stellt dann das eigentliche Prädikat dar, sie kann aber auch entbehrt werden. „Alles ist Prädikat, was den Sinn als Einheit bezeichnet, in vielen Fällen nur die Sprachmelodie . . . sie vereinigt den Satz unter einem ‚Akzente‘, sie ist im Sprechen dasjenige, was im logischen Urteil der Einheit des Gegenstandes entspricht“; dadurch sind asyntaktische, „zyklopische“ Fügungen möglich, deren Sinneseinheit nur durch sprachmelodische Mittel zum Ausdruck kommt. Nicht nur in primitiven Sprachen, sondern auch etwa in dem „mystischen“ Stile der letzten Faust-Szenen findet sich der Verzicht auf die für die normale Satzform kennzeichnende syntaktische Gruppierung der Satzteile um das Verbum finitum. Gleichwohl handelt es sich auch hier um Sätze — um sprachmelodische Einheiten als Korrelate von Sinneseinheiten. Abschließend sagt St. über das Verhältnis von Satz und Urteil: „Wird ein Urteil gedacht oder ausgesprochen, so ist es ein Satz, spreche ich einen Satz mit dem Anspruch auf Gültigkeit aus, so enthält er ein Urteil“. So weist der Satz, der mein individuelles „Meinen“ zum Ausdruck bringt und doch zugleich die bündige Form des mit dem Anspruch auf objektive Geltung auftretenden Urteils ist, nach den zwei Polen sprachlicher Gestaltung: Individuelles Meinen schafft den Stil als Ausdruck des Ich, das Streben nach überindividueller Geltung sucht im definierbaren Begriff der Wortbedeutung die volle Unabhängigkeit von der Subjektivität des Sprechenden zu sichern (VII.).

Ich habe mich bemüht, die Hauptgedanken des Aufsatzes in Kürze ohne eigene Stellungnahme darzulegen; ich gehe nun zur kritischen Erörterung über, wobei ich mir vorbehalte, Einzelheiten herauszugreifen, die in der zusammenfassenden Übersicht keine Stelle finden konnten.

Mit Recht ordnet Stenzel den Begriff des „Sinnes“ dem Satze und weiterhin dem Ganzen der Rede und des Gedankens zu. Aber hier bleibt noch eine wichtige Scheidung vorzunehmen, die auf dem Gebiet der „Sprachmelodie“ bedeutsame Entsprechung findet. Ein Satz wie „*Aller Anfang ist schwer*“ hat

zweifelloso so, wie er da steht, seinen guten Sinn, der jedem in dem Augenblick zum Bewußtsein kommt, wo er den Satz denkt oder mit Verständnis liest, ausspricht oder niederschreibt. Aber hat es auch immer und in jeder Lebenslage einen „Sinn“, diesen Satz zu denken, auszusprechen oder niederzuschreiben? Gewiß nicht. Von der ganz besonderen Lage abgesehen, in der wir uns hier auf der Suche nach einem Beispiel befinden, wird man diesen Satz nur dann denken oder aussprechen, wenn die Wirklichkeit, wenn ein eigenes oder fremdes Erlebnis oder Vorhaben dazu Anlaß gibt — z. B. wenn jemand zum ersten Mal auf Schneeschuhen steht, oder in der ersten Stunde eines Lateinkurses. Frägt man nun weiter, was es eigentlich in solchen Fällen für eine Bewandnis hat mit dem Denken oder Äußern des Satzes, so erkennt man leicht, daß in der allgemeinen Erfahrungsweisheit, die er ausspricht, eine Art von Trost für die Schwierigkeit alles Anfangens enthalten ist, und damit zugleich die Aufmunterung, sich durch diese Schwierigkeiten nicht abschrecken zu lassen. Darin liegt der „Sinn“, die Lebensbedeutung der Äußerung, und dieser Sinn, diese Bedeutung ist es, die sich gerade in der „Weise“ des Sprechens, im tröstenden oder aufmunternden Tonfall, kurz: in der Sprachmelodie kundgibt.

Wenn wir hier von „Bedeutung“ der Äußerung reden, so hat sich ungewollt und nicht eben willkommen abermals ein Nebeneinander von „Sinn“ und „Bedeutung“ eingestellt — in ganz anderem Sinn freilich, als beim Vergleich von Wortsinn und Wortbedeutung. Es ist klar, daß der Ausdruck Bedeutung hier keinerlei direkte Beziehung mehr hat zu der sprachlich-semanticischen Geltung des Wortes; wir könnten „Bedeutsamkeit“ oder „Lebenswert“ dafür einsetzen, es handelt sich hier um das, was an der Äußerung bedeutsam ist für den Sprechenden und für den Hörer, um das, was die Äußerung „leistet“; wir könnten in gewissen Fällen geradezu auch von „Absicht“ oder „Zweck“ der Äußerung reden.

Hier gilt es nun, sich über etwas höchst Wichtiges und meist Übersehenes klar zu werden: jede wirklich erfolgende Äußerung läßt sich, von ihrem inhaltlichen Sinn abgesehen, daraufhin betrachten, in welchem Sinne sie getan wird; bei jedem wirklich von Mensch zu Mensch gesprochenen Satz ist zu unter-

scheiden zwischen dem, was er (etwa) an sich besagt, und dem, was der Sprechende dem Hörer damit sagen will.

Aber kann denn der Satz überhaupt etwas „an sich“ sagen? Ist nicht jeder als Beispiel angenommene Satz eben auch schon „herausgerissenes Glied eines höheren Organismus“? — Die Frage läßt sich weder schlechthin bejahen noch verneinen. Ein Satz wie Stenzels Musterbeispiel „*Der Herr hat seinen Schirm vergessen*“ weist von vornherein in einen bestimmten Lebenszusammenhang, in dem allein der Sprechende etwas mit ihm kann sagen wollen und ohne den er nicht mehr den Sinn einer Behauptung oder Aussage haben kann, als die er sich doch sprachlich darstellt, weil dann der demonstrative Ausdruck „*der Herr*“ in der Luft schwebt. Der Satz sagt uns — den Lesern dieser Zeitschrift — also zwar nicht, daß irgendein Herr irgend einmal einen Schirm vergessen hat; wohl aber versetzt er uns in die Lage einer (1.) Person, die gegenüber einer andern (2.) Person (oder andern Personen, 2. Pl.) mit Beziehung auf eine beiden bekannte (3.) Person feststellt, daß diese ihren Schirm vergessen hat. Wenn man also auch nicht wohl fragen kann, was dieser Satz „an sich“ besagt, so scheiden sich doch im Rahmen der durch das Lesen des Satzes erregten Phantasievorstellung ein sachlicher Inhalt, die wahrgenommene Tatsache des vergessenen Schirmes, von dem Sinn, den die Feststellung und Kundgabe dieser Tatsache für den Sprechenden und den oder die Hörer der Äußerung hat. Es gibt aber andererseits auch Sätze, die an sich etwas besagen, die hinsichtlich ihrer inhaltlichen Geltung nicht auf einen Situationszusammenhang angewiesen sind, Sätze, die des szenischen Rahmens der Äußerung von Mensch zu Mensch entbehren können; ja man kann sagen, daß der Ausdruck „Satz“ mit besonderer Sinnesauszeichnung gerade von solchen Sätzen gebraucht wird, die mit dem Anspruch auf Gültigkeit auftreten, die als wahr gelten wollen, wie etwa das von mir gewählte Beispiel „*Aller Anfang ist schwer*“ oder wie die Lehrsätze der Mathematiker und Physiker. Die Äußerung „*Der Herr hat seinen Schirm vergessen*“ ist kein „Satz“ in diesem Sinne, weil sie an sich weder wahr noch falsch sein kann; man kann auch nicht fragen, ob sie im Rahmen der Phantasievorstellung etwas Wahres oder Falsches aussagt, weil die Phantasie in dieser

Hinsicht vollkommen freien Spielraum hat. Der Satz im besonderen und ausgezeichneten Sinne ist also der Satz, der so, wie er da steht, wahr oder falsch sein kann und mit dem Anspruch auf Gültigkeit auftritt; die volkstümliche Rede-weise läßt solche Sätze geradezu als sprechende Wesen auftreten („*Das Sprichwort sagt: Aller Anfang ist schwer*“). Sätze dieser Art spielen in der Logik eine bevorzugte Rolle; und da es dieser Wissenschaft nur auf das ankommt, was im Satz gesagt wird, nicht auf das, was der Sprechende damit sagen will — für den Logiker existiert der Gegensatz von Sprechendem und Hörer überhaupt nicht, beide stehen samt der zwischen ihnen bestehenden menschlichen Verbindung außerhalb seines Gesichtskreises —, so begreift es sich, daß die so stark von der Logik abhängige Grammatik den Begriff des „zweiten Sinnes“, des Sinnes, in dem der Satz geäußert wird oder gemeint ist, der „Bedeutung“ der Äußerung im oben erörterten Sinn, noch nicht klar herausgearbeitet hat. Gerade diese Bedeutung aber ist es, die mit der Sprachmelodie in engster Beziehung steht. Denn alle wirkliche Äußerung erhält ihre besondere Farbe durch das, was ich damit sagen will, durch ihre Bezogenheit auf einen Lebenszusammenhang, in den die Äußerung, die ja selbst ein Stück Leben ist, wirkend und bestimmend eingreifen soll. In der Wirklichkeit des sprachlichen Verkehrs ist nicht von Sätzen die Rede, vielmehr gibt es hier Bitten und Klagen, Fragen und Auskünfte, Belehrungen und Ermahnungen, Drohungen und Befehle, und vieles andere — Äußerungen, die nicht um ihrer selbst willen erfolgen, sondern in Zweckzusammenhänge des tätigen Daseins eingebettet sind und aus ihm heraus ihre Bedeutung empfangen. Dieser Bedeutung gemäß werden sie im Tonfall der Bitte, der Frage . . . , der Drohung, des Befehls usw. vorgetragen — und eben dies sind die Sinnesmodifikationen, die in der Sprachmelodie ihr Korrelat haben. Ein Sätzchen wie „*Der Herr hat seinen Schirm vergessen*“ wird in der lebendigen Wirklichkeit des sprachlichen Verkehrs ausgesprochen, um festzustellen, was nun geschehen soll — ob man den Herrn zurückrufen oder ihm seinen Schirm zurücksenden oder zur Abholung aufbewahren will, wenigstens dann, wenn es sich nicht um einen bloßen verwunderten Ausruf handelt, wie er auch wohl monologisch erfolgen kann, gleichviel ob innerlich oder hörbar. Wir erkennen

also, daß nicht nur das Geäußerte, sondern auch das Äußern selbst einen Sinn haben muß — und viele Beispielsätze nicht nur der Grammatiker, sondern auch der Psychologen lassen gerade diesen vermissen —; wir ahnen auch, daß in gewissen Fällen — worauf ich hier nicht näher eingehen kann — die Scheidung zwischen erstem und zweitem Sinn, zwischen Inhalt und Bedeutung der Äußerung, sich nicht ganz so einfach gestalten wird wie etwa im Falle des Sprichwortes; zumal dann nicht, wenn schon die äußere Form des Satzes den Sinn, in dem er allein geäußert werden kann, zu erkennen gibt, wie dies z. B. beim Befehl der Fall ist oder wenigstens sein kann. Wir erkennen auch die besondere Schwierigkeit, die für den Sprachtheoretiker darin liegt, daß er in seinen Untersuchungen ständig mit Beispielen arbeiten muß, die einem anderen Sinnzusammenhang entnommen sind und die Gefahr mit sich führen, die ganz einzigartige psychologische Situation des Exemplifizierenden mit derjenigen des Sprechenden zu verwechseln. Jedenfalls erhebt sich hier das Problem einer Typologie der sprachlichen Äußerung, einer Lehre von den Gestaltmöglichkeiten des gesprochenen Satzes, die letzten Endes auch das stumme Denken mitumfassen müßte, soweit es sich in sprachlichen Formen oder in Anlehnung an sie vollzieht.

Der Typologie der Äußerung müßte dann eine Typologie der Sprachmelodie, des Tonfalls, entsprechen. Denn es ist klar, daß der melodische Typus, die Urgestalt oder Urgebärde der Frage, des Befehls, der Drohung, der Bitte, einheitlich, wenn auch natürlich mannigfacher Abtönung fähig ist. Die inhaltliche Erfüllung dieser formalen Typen aber hat mit der Sprachmelodie nur indirekte Beziehung, soweit nämlich Inhalt und Äußerungstypus, erster und zweiter Sinn, voneinander abhängen. Der Satz „*Dieses Buch ist gut*“ klingt anders als der Satz „*Dieses Buch ist miserabel*“, weil der erste ein Lob, der zweite einen Tadel enthält, und derartige Gefühlsmomente spielen ja in unsere wirklichen Urteile — ich rede hier nicht von bloßen formalen Denkübungen — immer mit hinein; um den abstrakt gedanklichen Inhalt ist es uns nur in der Wissenschaft zu tun. Es ist übrigens klar, daß die funktionale Zuordnung gewisser Ausdruckselemente zu gewissen Äußerungstypen auch diesen Elementen selbst eine Art

immanenter Melodie oder Lautgebärde zuweist, wie sehr deutlich etwa den Schimpfwörtern, die man sich gar nicht anders als in scheltendem Tone gesprochen denken kann.

Die Sonderung der sprachmelodischen Gestalten führt nun allerdings zu neuen, schwierigen Fragen, wenn man sich klar macht, daß der Begriff des Satzes doch durch alle diese Gestalten oder wenigstens durch viele von ihnen hindurchgeht und auf den Begriff der Sprachmelodie in besonderer Weise bezogen bleibt, insofern der Satz sich ja immer und in allen Abwandlungen seines Äußerungssinnes als ein melodisches Ganzes darstellt, gekennzeichnet durch die abschließende Stimmkadenz, die in der Schrift durch den Punkt (oder ein anderes Schlußzeichen) markiert wird. Dadurch unterscheidet sich der Satz, wie man seinen Begriff auch fassen mag, von anderen Gebilden, die dieser Abgeschlossenheit grundsätzlich entbehren und sich schon in ihrer melodischen Struktur als bloße Auftakte geben, z. B. von der Anrede. Wir müssen also an der Satzmelodie zweierlei unterscheiden: die Geschlossenheit, die sie eben zur Satzmelodie macht und offenbar mit dem „ersten“ Sinn des Satzes, mit dem Satz-Inhalt, mit der in ihm enthaltenen gedanklichen Synthese in engerer Beziehung steht — und die besondere gestaltliche Bestimmtheit, durch die der Satz sich als Ausdruck eines bestimmten Verhältnisses des Sprechenden zum Inhalt des Gesprochenen, als Ausdruck der „Bedeutung“ dieses Inhaltes charakterisiert.

Diese Unterscheidung wird allerdings wohl zu einer engeren Fassung des Satzbegriffs führen, als sie — übrigens in Übereinstimmung mit den Satztheorien der letzten Jahrzehnte — bei Stenzel vorliegt, und vor allem auch zu einer anderen Auffassung der eingliedrigen „Satzäquivalente“. Als solche führt St. nur Worte an wie „Ja!“, „So?“, „So!“, „Vielleicht!“, die sich doch ausdrücklich als bloße Antworten geben; eine Antwort, eine Gegenrede kann aber kein melodisches Ganzes für sich bilden, da sie gleichsam eine vorgegebene Melodie aufnimmt und weiterführt. Es gibt jedoch auch Einwortgebilde, die für sich stehen können, wie der Ruf „Feuer!“ und von ihnen hätte die Betrachtung auszugehen. Wenn es zweifellos richtig ist, daß die Tonkurve eines solchen Rufes sich zu der eines inhaltlich entsprechenden Satzes ähnlich verhält, wie die

Verkürzung zum Thema in der Musik, so ist es doch recht fraglich, ob man das Verhältnis mit den Worten „verkürzte, konzentrierte Sprachmelodie eines ganzen Satzes“ zutreffend kennzeichnet. Man müßte sonst zu der evident unrichtigen Folgerung kommen, daß eine klagende Interjektion die „verkürzte und konzentrierte“ Sprachmelodie eines in klagendem Tone gesprochenen Satzes enthalte — womit der wirkliche Tatbestand doch geradezu umgekehrt würde, wenn anders die Lautgebärde das Ursprüngliche ist gegenüber der grammatisch artikulierten Rede. Vielmehr werden sich gestaltliche Typen aufweisen lassen, die nicht an die Satzform gebunden sind, und wieder andere, bei denen diese Bindung stärker hervortritt. Es sei nur daran erinnert, daß das affektische Sprechen der Satzform leichter entbehrt als etwa ein nüchterner Lehrvortrag, daß dort wesentlich losere, gelockertere Fügungen statthaben — womit denn endlich auch die Freiheiten zusammenhängen, die der Dichtung in bezug auf die Satzform vergönnt sind. Denn es darf doch nicht verkannt werden, daß die grammatische Satzform auch sprachmelodisch eine Sonderstellung einnimmt, daß der Charakter der Geschlossenheit im grammatisch vollständigen Satz am entschiedensten ausgeprägt ist —, daß eine lose Fügung wie „*Herrlich, dieser Wald!*“ sich auch in der melodischen Gestalt minder einheitlich und geschlossen darstellt als der Vollsatz „*Herrlich ist dieser Wald*“ oder die noch „korrektere“, „normalere“ Satzform „*Dieser Wald ist (wirklich ganz) herrlich*“.

Endlich sei noch ein wichtiger Punkt herausgegriffen. Die Sprachmelodie ist dasjenige an der Äußerung, was auch ohne Kenntnis der Sprache in gewissem Sinne (und mit gewissen durch die Verschiedenheit der nationalen Temperamente bedingten Vorbehalten) „verstanden“ werden kann. So versteht ja auch das Tier den Menschen, ohne seine Worte zu verstehen. Der Hund hört aus dem Tonfall, in dem sein Herr zu ihm spricht, den Ausdruck der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit, der Drohung, Warnung, Ermunterung usw. heraus; und auch der Mensch „versteht“ an fremdsprachlichen Äußerungen Manches ohne Kenntnis der Sprache; er unterscheidet Schelten oder Fluchen von zärtlichem Gepolter, er würde einen drohenden Zuruf auch in fremder Sprache nicht mit einem freundlichen Gruß verwechseln. Stenzel spricht einmal von der Schwie-

rigkeit, die Sprachmelodie experimentell zu isolieren, sie von den Wortbedeutungen loszulösen; man braucht indes nicht einmal in fremde Länder zu gehen, um diese Aufgabe zu lösen. Ich las einmal von einem italienischen Geistlichen, der eine nur aus dem immer wiederholten Alphabet bestehende Predigt hielt, aber mit so eindringlichem Ton (und selbstverständlich so eindringlichen Begleitgebärden), daß er seine Zuhörer zu Tränen rührte; und ich habe selbst in früheren Jahren eine solche Alphabetpredigt als Kneipscherz mit stärkster Wirkung vortragen hören. Man wird also durch Versuche mit geläufigen Silbenfolgen sehr leicht feststellen können, welcher „Sinn“ der Sprachmelodie — hier vielleicht besser: Sprechmelodie — untergelegt wird, welche „Bedeutung“ des Gesprochenen sie vermittelt, was sie ausdrücken kann und was nicht.

Bedenken habe ich gegen die Urteilstheorie Stenzels, deren Ausgangspunkt mir höchst ungünstig gewählt scheint. Stenzel legt der Erörterung des Verhältnisses von Satz und Urteil das „triviale“ Beispiel „*Der Rabe ist schwarz*“ zu Grunde. So geläufig solche Beispielsätze seit den frühesten Zeiten logisch-grammatischer Spekulation sind, so wenig vermögen sie uns über das Wesen des Urteils als eines schöpferischen geistigen Aktes zu belehren. Wir müssen endlich von diesem unglücklichen Typus von Beispielen loskommen, die gleich wenig besagen, ob sie nun die grüne Wiese oder den weißen Schnee oder den schwarzen Raben zum Gegenstand einer Aussage über seine Farbe machen. Wie wenig gerade die Farbe geeignet ist, als Beispiel einer „beliebigen“ prädisizierbaren Eigenschaft zu dienen, erkennt man schon daraus, daß sie in den drei eben aufgezählten scheinbar gleichartigen Beispielen eine völlig verschiedene Rolle spielt und dem Subjekt in ganz verschiedenem Sinne zugesprochen wird. Die grüne Wiese, der weiße Schnee, der schwarze Rabe sind — um von der Prädikation einmal abzusehen — in ganz verschiedener Weise farbig, die Farbe ist dem idealen Bild „der“ Wiese, „des“ Schnees, „des“ Raben nicht im gleichen Sinne zugeordnet, insofern eine Wiese nicht aufhört, Wiese zu sein, wenn ihr Grün verblaßt, Schnee dagegen umgekehrt, auch wenn er mit Farbstoffen getränkt wird, nicht aufhört, weiß zu sein — er wird damit nicht zum roten oder blauen Schnee, eine solche Verbindung wäre widersinnig —, beim Raben endlich

andere Färbungen als Ausnahmen vorkommen, obwohl das Gefieder „des“ Raben schwarz ist. Wiese, Schnee, Rabe sind also in verschiedenem Sinne sofarbig, und damit wechselt auch der Sinn einer Aussage über ihre Farbigkeit. Ein „beliebiges“ Beispiel läßt sich auf einem Gebiet, wo jedes Beispiel seine eigene Problematik mit sich führt, überhaupt nicht geben.

Der zweite Einwand betrifft die Form der Prädikation, das logische Verhältnis des grammatischen Prädikats zum grammatischen Subjekt. Statt „*Der Schnee ist weiß*“ kann ich ohne wesentliche Sinnesänderung auch sagen „*Die Farbe des Schnees ist weiß*“. Ich kann aber nicht von der Farbe des Raben reden, sondern nur von der Farbe des Rabengefieders. Nicht das Tier als solches hat eine Farbe, sondern seine Körperbedeckung; nicht der Löwe ist gelb, sondern sein Fell. (Warum wir gleichwohl an der attributiven Verbindung *der schwarze Rabe* keinen Anstoß nehmen, soll hier nicht untersucht werden; das Wesen des Attributverhältnisses ist ja noch völlig ungeklärt.) Also müßte der Satz, um einen klaren Sinn zu ergeben, etwa lauten: „*Das Gefieder des Raben ist schwarz*“. Wir brauchen ihn nur ein wenig zu erweitern und ihn etwa so umzugestalten: „*Das Gefieder des Raben ist tiefschwarz mit einem bläulichen Schimmer*“, und wir haben den Typus der sprachlichen Prägung vor uns, in dem die Farbaussage allein berechtigt und heimisch ist: die Beschreibung, und zwar die naturkundliche (Buch-)Beschreibung, für die der Ausdruck „der“ Rabe sich auch am besten schickt; auch die Abbildungen eines solchen Buches stellen ja „den“ Raben, „den“ Löwen usw. vor, nicht „einen“ oder „diesen“ Raben oder Löwen. Als Stück einer naturkundlichen Beschreibung hat der Satz eine Heimat, so gefaßt gibt er uns nicht nur von seinem Inhalt Kunde, sondern weist sich auch als Angehörigen eines bestimmten geistigen Reiches aus. So gefaßt hat der Satz nicht nur einen „Sinn“, sondern auch eine „Bedeutung“; er weist in einen bedeutsamen Zusammenhang.

In diesem Zusammenhang aber hat er — und dies ist der dritte und wichtigste Einwand — nicht mehr eigentlich den Sinn eines Urteils. Genauere Überlegung zeigt, daß eine Beschreibung „zutreffend“ oder „unzutreffend“, aber nicht eigentlich „wahr“ oder „falsch“ sein kann. Wenn ein Aufschneider von einem

Wild berichtet, das er gejagt haben will, so ist offenbar nicht die Beschreibung des Tieres „falsch“ oder wahrheitswidrig, sondern die Behauptung, daß er ein solches Tier gejagt habe. Wenn eine ungenügend beobachtete Tierart unzutreffend beschrieben wird, so ist die Beschreibung doch zutreffend für das Bild, das der Beschreibende sich von dem beschriebenen Gegenstand gemacht hat; falsch ist nur die Gleichsetzung dieses Bildes mit der Wirklichkeit. In das Beschreiben selbst aber spielt der Gegensatz wahr und falsch nicht hinein; selbst der Lügenezähler muß das Bild vor Augen haben, das er beschreiben will, und kann nur dieses beschreiben. Da nun aber die Möglichkeit, wahr oder falsch zu sein, Kennzeichen des Urteils ist, so kommen wir zu dem Schluß, daß der Satz „*Der Rabe ist schwarz*“ (verstanden als Verkürzung des Satzes: „*Das Gefieder des Raben ist...*“) überhaupt kein Urteil im strengen Sinne enthält — weil der Sprechende nicht urteilt, sondern beschreibt.

So sehen wir uns also in der Erörterung der „Urteils“-Form „*Der Rabe ist schwarz*“ vom Sinn des Urteils zum Sinn des Urteilens und damit zum Sinn des Urteilenden zurückverwiesen; und wir befinden uns bei dieser subjektiven Wendung in Übereinstimmung mit dem Verfasser, wenn er schreibt: „Spreche ich einen Satz mit dem Anspruch auf Gültigkeit aus, so enthält er ein Urteil“. Ein Urteil liegt also nur da vor, wo wirklich geurteilt wird, wo ein Urteil gefällt wird mit dem Anspruch, als wahr zu gelten — nicht aber, wo lediglich beschrieben, geschildert, erzählt, dargestellt wird. Ein echtes Urteil kann nur wahr oder falsch sein: eine Beschreibung dagegen läßt neben und zwischen den Prädikaten zutreffend und unzutreffend noch solche wie ungenau, unvollständig, übertreibend usw. zu, ganz abgesehen von den ästhetischen Wertungen wie eindringlich, anschaulich usw. (Der Satz „*Das Gefieder des Raben ist schwarz*“ enthält eine unvollkommene, aber deswegen nicht unzutreffende Beschreibung.)

Es erübrigt sich zu fragen, ob der Satz „*Der Rabe ist schwarz*“ ein synthetisches oder analytisches Urteil enthält; er enthält überhaupt kein Urteil, man kann an ihm nichts ablesen, was für das echte, im Akt des Urteilens gegründete Urteil irgendwie von Belang wäre. Analytisch ist dieser Satz, weil Beschreibung ihrem Wesen nach analytisch ist; aber er enthält darum doch kein

analytisches Urteil. Was an einem Urteil Subjekt und Prädikat ist, läßt sich nicht aus der sprachlichen Einkleidung entnehmen, sondern ergibt sich erst aus dem Rekurs auf die Intention des Sprechenden. Wenn ich ein Werturteil abgebe wie „*Dieses Buch ist gut*“, so ist das grammatische Prädikat entschieden auch logisches Prädikat; lege ich mit dem Verfasser das Gewicht der Prädikation auf die Kopula, so enthalten die Urteile „*Dieses Buch ist gut*“ und „*Dieses Buch ist schlecht*“ das nämliche Prädikat — was doch eine offenbar willkürliche und zu Mißdeutungen führende Verschiebung des Prädikatsbegriffes sein würde. Auch wird hier nicht, wie im Falle des schwarzen Raben, eine ursprüngliche Einheit „*Dieses gute Buch*“ wiederhergestellt, sondern es wird dem Buch eine Eigenschaft ‚beigelegt‘, die ihm vor Vollzug des Urteils noch nicht in der Weise anhaftete, wie die schwarze Farbe dem Rabengefieder, die vielmehr nur für ein urteilendes Bewußtsein überhaupt vorhanden ist. —

Der Satz „*Der Rabe ist schwarz*“ enthält weder eine Urteils-Äußerung, noch ist er überhaupt als Äußerung einer menschlichen Person in irgendeinem Zusammenhang des Lebens psychologisch denkbar und dramatisch vorstellbar. Er hat, so wie er da steht, schlechterdings keine angebbare „Bedeutung“; man kann sich nicht denken, was der so Sprechende im Sinne gehabt haben sollte. Als Stück einer Beschreibung müßte er, wie gesagt, anders lauten, er kann höchstens einen mißglückten Beschreibungsversuch darstellen wie der bekannte Schülersatz „*Der Löwe ist gelb und sehr großmütig*“. Damit aber hängt ein anderer Mangel zusammen — ein Mangel, dessen Bedeutung uns gerade Stenzel zu würdigen lehrt. Wie dieser Satz keine seelische Heimat hat und ein bloßes Papiergebilde ist, so hat er auch keine echte Melodie. Man kann ihn lesen wie man will — er wird immer falsch und gezwungen klingen. Oder will man den Tonfall der Belehrung hineinlegen in einen Satz, den kein Lehrer so aussprechen dürfte? Oder den Tonfall der energischen Behauptung in einen Satz, der nichts irgendwie Bezweifelbares behauptet? Man mache nur den Versuch, zehnmal hintereinander „*Der Rabe ist schwarz*“ zu sagen — und das Gefühl der seelischen und geistigen Öde wird sich bis zum körperlich Fühlbaren steigern. Ich erkenne dabei nicht, daß sich vielleicht ein komplizierter Zusammenhang konstruieren

ließe, in dem dieser Satz wirklich so oder ähnlich gesprochen werden könnte — in der Form „*Räben sind schwarz*“ ließe er sich z. B. eher hören, wenn etwa jemand eine graue Krähe als Raben bezeichnet hätte — aber dieser Zusammenhang müßte erst entwickelt und dargestellt werden, und jedenfalls wäre es alles andere als ein trivialer Zusammenhang.

Der Satz „*Der Rabe ist schwarz*“ ist das bloße Gespenst eines Urteils, ein Schatten ohne Blut und Leben, gebannt an die Wegscheide von Grammatik und Logik. Erst wenn wir uns entschließen, für immer diese Schattenwesen zu verbannen, wenn wir dem frischen Lebensodem des Geistes Zutritt schaffen, wenn wir die schöpferische Leistung, die im Urteil Gestalt gewinnt, in den Mittelpunkt der Untersuchung stellen, wenn wir nach der Bedeutung der Urteilsfällung und der Urteils-Äußerung fragen — erst dann werden sich neue und fruchtbare Möglichkeiten ergeben, die Grenzfragen der Logik und Grammatik zu behandeln und zum klareren Verständnis des Verhältnisses von Satz und Urteil zu gelangen, das mit dem Abbrechen aller Brücken zwischen logischer Struktur und grammatischer Gestalt keineswegs endgültig geklärt ist. H. Ammann.

Der Herr Herausgeber äußerte den Wunsch, auch „in der Form wieder die alte Gelehrtenkorrespondenz und die Diskussion in ihre Rechte einzusetzen“; seiner Aufforderung, zu der Kritik des Herrn Ammann an meinem Aufsätze über die Sprachmelodie Stellung zu nehmen, komme ich gern nach, weil eine Verständigung über sprachphilosophische Fragen heute besonders nötig, freilich auch besonders schwierig ist. Ich habe wiederholt der Meinung Ausdruck gegeben, daß in diesem Weinberge sehr verschiedene Arbeiter tätig sein müssen. „Jeder, weil er spricht, glaubt auch über die Sprache sprechen zu können“, deshalb unterliegt jedermann, Philosoph oder Nichtphilosoph, Sprachforscher oder Laie auf diesem Gebiete Täuschungen über die Deutlichkeit und Tragweite seiner Gedanken, und niemand sollte hier so leichthin von einem Mißverstehen der eigenen Gedanken sprechen, sondern die Gegenwirkung, die sie ausgelöst haben, einfach in die Diskussion der Sache aufzunehmen sich bemühen.

Herr Ammann knüpft, wie zu erwarten war, nach der Inhaltsangabe sofort an diejenige wichtige Scheidung an, die seine eigene Arbeit von Anfang an beherrscht und von ihm immer weiter durchgeführt wird, an den doppelten Sinn sprachlicher Formen, „Bezeichnen und Bedeuten“. Husserl hatte diese Formen bereits als Hinweisung und gegenständliche Bedeutungsintention, als occasionelle und eigentliche Bedeutung in mannigfachem Sinne entwickelt. Herrn Ammann ist diese Unterscheidung aus seinem eigenen praktischen Umgang mit der Sprache und mit Sprachen erwachsen, sie ist für ihn mit einer Fülle wirklicher Anschauung verbunden, und so gelingt es ihm, mit diesem Schlüssel allerhand Türen aufzuschließen. Man vergleiche, was mit einem Wort wie „hier“, „dies“ und was mit einem an sich bedeutenden Worte wie Haus, Zimmer gemeint wird; man denke an die eigenartigen Kombinationen beider Intentionen: mein Zimmer oder weiter „Kiel, Feldstraße 80 I, Erstes Zimmer rechts“ — hier liegt in der Tat ein sehr wichtiger Unterschied vor, den man mutatis mutandis auf Sätze übertragen kann, ja den gerade unter dem Gesichtspunkt der Sprachmelodie zu betonen eine wirkliche Förderung der Sache bedeutet. Dies hat Herr Ammann oben Seite 103 getan; er unterscheidet den inhaltlichen Sinn einer Aussage von dem Sinn, der erst aus einem konkreten individuellen Lebenszusammenhange innerhalb des gesamten Erlebnisstromes eines wirklichen Ich sich ergibt, den Sinn, den eine Aussage hat, von dem Sinn, den es hat, sie zu tun. Herr Ammann hebt mit Recht hervor, daß im zweiten Falle dieser Sinn sich in der melodischen Gestaltung der Rede am deutlichsten ausdrückt, daß dies gerade die Funktion der Sprachmelodie ist, über den allgemeinen Bedeutungsgehalt hinaus, der aus der Fügung von an sich etwas bedeutenden Worten sich ergibt, die Kundgabe des Ich, das in einem allgemeineren Zusammenhange sich bestimmt weiß bzw. ihn bestimmen will, also die Gesamtsituation zu bezeichnen. Ich leugne nicht, daß diese Ammannsche Grundunterscheidung trefflich geeignet ist, das Wesen der Sprachmelodie klar zu machen, und ich begrüße dankbar die von Herrn Ammann aufgewiesene Möglichkeit, gewissermaßen mit einem Schlage zu zeigen, wo die eigentliche Funktion der Sprachmelodie zunächst anzusetzen ist.

Eine ganz andere Frage ist die, wie weit der Unterscheidung, die Herr Ammann nun weiter ausführt, eine prinzipielle Bedeutung zukommt, der „höchst wichtigen und meist übersehenen ‚Unterscheidung‘ zwischen dem, das der Satz (etwa) an sich besagt, und dem, was der Sprechende dem Hörer damit sagen will“. (S. 103 Mitte.) Das in Klammer stehende „etwa“, ebenso wie die auf diese Statuierung folgende Erörterung zeigt ein ἀρχῶν πάθος aller sprachphilosophischen Betrachtung. „Aber kann denn der Satz überhaupt etwas ‚an sich‘ sagen? Ist nicht jeder als Beispiel angenommene Satz eben schon herausgerissenes Glied eines höheren Organismus? — Die Frage läßt sich weder schlechthin bejahen noch verneinen“. Jeder, der sich mit der Sprache philosophierend beschäftigt hat, kennt die Erfahrung, die Herr Ammann hier — bewußt oder unbewußt, willig oder widerwillig — zum Ausdruck bringt: es ist so ungemein schwer, in der Sprachbetrachtung Scheidungen, die einem durchaus nötig und wichtig scheinen, durchzuführen. Nur in einem mittleren Bereiche lassen sie sich festhalten, weder im Prinzipiellen noch auch am wirklichen konkreten ganzen leibhaftigen Vorgang wollen sie recht passen; man gerät in die unbehagliche Sphäre des „etwa“, „eigentlich“, „grundsätzlich“ — womit man nach bekanntem Sprachgebrauch gerade das Gegenteil meint, kurz, man kann der Sprache gegenüber so sehr schwer zu wirklich einschlagenden, die Sache bis auf den Kern treffenden Kategorien gelangen. Welche Folgerungen soll man aus diesen Erfahrungen ziehen? Erstens die mehr praktische — damit greife ich auf die einleitenden Worte zurück: man soll sich über die Tragweite dessen, was einem selbst, der eigenen Blickrichtung entsprechend grundlegend, beinahe prinzipiell erscheint, nicht täuschen; weil bei jeder Scheidung ein Rest, meist ein recht großer, unbewältigt bleibt, soll man grundsätzlich zugeben: vielleicht wird eine Vernachlässigung dieser Kategorie A, die Einführung einer andern Scheidung oder Kategorie B grade das bewältigen, was bei A problematisch blieb, mit der natürlichen Folge, daß die Kategorie B umgekehrt das, wofür die Anwendung von A recht sinnhaft ist, nicht erfaßt und im Dunkel läßt. Die zweite Folgerung ist theoretisch: es ergibt sich aus jener Erfahrung eine Frage, deren Beantwortung von der philosophischen

Haltung des die Sprache Betrachtenden abhängen wird: Soll man in dem geschilderten Dilemma Grundbegriffe suchen, welche gewisse Grundantinomien der Sprache, die sich aus ihrem in jeder Hinsicht zwiespältigen leiblich-geistigen Doppelwesen ergeben, unmittelbar in sich aufnehmen und „aufheben“, die die Probleme in Postulate verwandeln — ich möchte den von mir herangezogenen Grundbegriff der Denkpsychologie, den der Präsenz, für einen solchen halten — oder soll man sich mit Scheidungen begnügen, die eben nur ein Stück des Weges zulangen, auf diesem aber vortreffliche Dienste leisten? Ich bekenne ausdrücklich, daß ich zurzeit die Notwendigkeit, mit Begriffen der zuletzt geschilderten Art zu arbeiten, durchaus zugebe.

Wenn ich nun weiter die Argumentation Herrn Ammanns verfolge, so brauche ich bloß die von ihm selbst anerkannten und angedeuteten Grenzen des Bereiches seiner Unterscheidung noch etwas enger zu ziehen. Er vergleicht Sprichwörter wie „Aller Anfang ist schwer“ mit Sätzen der Mathematik und Physik; diese sagen an sich etwas, sie wollen als wahr oder falsch gelten: sie treten mit Geltungsanspruch auf. Im Gegensatz dazu ist ein aus dem Leben gegriffener Satz wie mein Beispiel vom Herrn und dem Schirm an sich ohne Bedeutung, ohne Geltungsanspruch. Ich bin versucht, schon hier wieder kurzerhand auf Riehls Beiträge zur Logik zu verweisen, die gewiß nicht beanspruchen, für der logischen Weisheit letzten Schluß zu gelten, die aber gewisse erste notwendige Klärungen vorbereiten könnten. (S. 22): „Es gibt demnach zwei Gebiete von Aussagen. Das eine wird gebildet durch den Zusammenhang unserer Wahrnehmungen, und die Bedeutung einer Aussage innerhalb dieses Gebietes ist die Einordnung des vorgestellten Inhaltes in diesen Zusammenhang, mit anderen Worten die Behauptung von Existenz oder Wirklichkeit des Inhaltes. Das zweite besteht in dem Denkszusammenhang, dem Universum unserer begrifflichen Vorstellungen als solcher. Hier ist der Sinn einer Aussage die Unterordnung eines Begriffsverhältnisses unter die gesetzliche Form des Denkens und Anschauens.“ Daß immerhin ein Logiker wie Riehl als eigentliches Urteil das Wahrnehmungsurteil ansprechen wollte, im Gegensatz zu „begrifflichen Sätzen“, gibt zu denken, grade wenn man die ungemeine Vertiefung und

Komplizierung dieser Scheidungen durch die Phänomenologie in Betracht zieht, etwa die von Husserl in den logischen Untersuchungen als notwendig aufgewiesene Erweiterung der „Wahrnehmung“ und Anschauung. Wenn Herr Ammann die grundlegenden Erörterungen Husserls im § 10 der IV. Untersuchung über die „apriorischen Gesetzmäßigkeiten“ der Bedeutungskomplexion und die folgenden Paragraphen über Widersinn und Unsinn zu befragen sich entschließt, selbst wenn dort die Bäume — nicht ihre Blätter —, wie Herr Ammann fordert, als grün, als Beispiel falscher Verknüpfung sogar blaue Raben als grün bezeichnet werden, so wird er zugeben, daß auch Sätze wie die vom Herrn und dem Schirm an sich bereits eine Reihe von Geltungsansprüchen durch ihre materiale und formale Bedeutungsfügung befriedigen, m. a. W. daß der Begriff der „möglichen Vorstellung“ für die Sprache fundamental ist, so wie es die klassischen Erörterungen des platonischen Sophistes bereits klarlegen. Wenn ich also derartige Aussagen durchaus näher an die Sphäre der Sätze und Urteile heranrücken muß, so kann ich umgekehrt nicht zugeben, daß grade im eigentlich wissenschaftlichen Sinne ein Lehrsatz für sich absolut genommen „wahr“ ist oder wahr zu sein beansprucht. Vielmehr erhält er erst seine Wahrheit aus dem systematischen Zusammenhange seiner mitgemeinten, grade für die wissenschaftliche Auffassung nicht selbstverständlichen Voraussetzungen. Nicht nur in der Weise, an die Herr Ammann denkt, ist ein „gültiges“ Urteil in einen Situationszusammenhang so eingebettet, daß es Sinn haben muß, es jetzt auszusprechen — ein mitten in einer Rede über Friedrich den Großen herausgestoßener mathematischer Lehrsatz hat „keinen Sinn“ —, sondern gerade in seinem eigenen Geltungsbestande ist ein Urteil keineswegs als isolierter Satz wahr, nur als Teilbestand einer übergreifenden systematischen Einheit ist es überhaupt erst so weit bestimmt, daß von seiner Geltung gesprochen werden kann. Der Schein, daß einem einzelnen Lehrsatz eine Wahrheit zukommt, beruht auf den als selbstverständlich mitgemeinten Bestimmungen, Definitionen, Axiomen, von denen naturgemäß nur ein Teil wegen der Enge des Bewußtseins gleichzeitig gewußt werden kann. Damit ist aber der Abstand zwischen der Sphäre allgemein verstehbarer Sätze überhaupt, wie

sie die lebendige Sprache enthält, und derjenigen wissenschaftlich gültiger Urteile geringer geworden; natürlich bleibt ein Abstand bestehen, aber gerade die zuletzt berührte Eigentümlichkeit auch des wissenschaftlichen Satzes, sein Übergreifen über die Zone des Aktual-Bewußten in eine umfassende Synthesis hinein stellt ihn strukturmäßig dem aus einem sinngebenden Ich heraus lebendig gemeinten Sprachsatze durchaus an die Seite. Beide sind isoliert betrachtet unterbestimmt, lassen allerlei Möglichkeiten der „Erfüllung“ zu; beide werden erst aus einem größeren Ganzen heraus eindeutig bestimmt. Dieser Zug ist eben dem Logos in jedem Sinne eigentümlich, und meine Abhandlung stand unter der Absicht, das allmähliche Heraustreten der „Wissenschaft“ mit ihren Begriffen und Urteilen aus dem in sich selbst nach gültigen formalen und materialen Bedeutungsgesetzen gegliederten Logos zu zeigen. Wie diese natürliche Sprache nur sinnvolle Sprache ist, wenn ihr ein immanenter Bezug auf Gegenständlichkeit erhalten bleibt — ich kann hier auf die in meinem Aufsatz zitierten Logischen Untersuchungen Husserls und Hönigswalds Denkpsychologie völlig gleichmäßig mich berufen —, so untersteht die Wissenschaft als ausgedrücktes, verstehbares Gebilde unsrer Wirklichkeit, als geschriebene oder gesprochene Rede durchaus den gleichen allgemeinen und besonderen Gesetzen der Bedeutungsfügung, gleichviel, ob sie die sprachliche Bezeichnung durch Terminologie oder Symbole einschränkend modifiziert oder nicht. Dies suchte ich im letzten Absatz meines Aufsatzes anzudeuten. Inzwischen habe ich den Zusammenhang von Sprache und wissenschaftlicher Gegenständlichkeit („reiner“ Bedeutung) wiederholt entwickelt, im Artikel „Sokrates“ in Pauly-Wissowa-Krolls Realenzyklopädie III A 821 ff, Platon der Erzieher S.168. Daraus, daß ich also diese Scheidung einmal außer acht lasse, um den Blick grade auf die gemeinsamen, sinnvolle Rede und wissenschaftliches Denken gleichermaßen umspannenden Gesetzmäßigkeiten zu lenken, ergeben sich Folgerungen auch für die Auffassung der Sprachmelodie. Der Ausdruck „Sprachmelodie“, der fatale Anklang an dolce und espressivo, an emotionalen Überschwang darf nicht die Einsicht verdecken, daß natürlich auch der „logische“, der irgendeine Erkenntnis mitteilende wissenschaftliche Satz seine Rhythmik und melodische Gliederung hat.

Hier möchte ich einiges, was in meinem Aufsatz zwar mitgemeint, aber nicht deutlich genug gesagt scheint, ergänzend hinzufügen. Grade im Satzgefüge spielt das melodische Element eine entscheidende Rolle, um aus Teilen ein überschaubares und deshalb auch in seiner inneren bedeutungsmäßigen Gliederung verstehbares Ganzes zu schaffen. Ein nicht „überschauter“, schlecht vorgelesener Satz aus einem Lehrbuch ist unverständlich, und wenn ich seine Betonungs- und Schwerpunktsverhältnisse beim „stillen“ Lesen nicht erfasse, so verstehe ich ihn nicht. Die „Periode“, der Nebensatz stellt ganz besonders wichtige Probleme der „Agogik und Dynamik“, der Melodieführung — ich bitte alle die musikalischen Begriffe im Sinne meines IV. Abschnittes ins Sprachliche zu übersetzen! —, und ich glaube, daß grade für die Augmentationen, für die erweiterten, die einzelnen Satzteile durch Sätze umschreibenden rhythmischen Gebilde die „richtige“ Betonung als unmittelbar sinnpendendes Moment grundlegend ist. Da die Höhe und Tiefe des Tones auch bei dieser Periodisierung eine Rolle spielt, so darf m.E. der Ausdruck Sprachmelodie ruhig für diese Gebilde beibehalten werden; man beschränke ihn nur ja nicht auf die Frage-, Befehls-, Scheltbetonung und induziere nicht aus diesem freilich sehr charakteristischen aber engen Bereiche Gesetzmäßigkeiten und Kategorien. Ich vermute, daß die individuell differenzierten Sprachmelodien sich grade in der Art zeigen, wie die Satzkola zur Einheit zusammengefaßt werden, daß auch hier die Ganzheit der eben noch überschaubaren Einheit mit dem Bau der Teilbestände zusammengeht, und ihn vielleicht in Wechselwirkung beeinflusst. Wie sollte sonst die Möglichkeit bestehen, die doch erwiesen ist, daß wissenschaftliche moderne Prosa melodisch verschieden gestaltet ist! Daß die Erkenntnis solcher individueller Differenzen bisher nur Sache einer intuitiven, aufs höchste verfeinerten Beobachtungsgabe war — ich möchte den in sprachlichen Dingen durch Humboldt empfohlenen Ausdruck eines intellektuellen Instinktes für die Leistung der Schallanalyse anwenden — beweist m. E. nur, daß hier die grundsätzliche Analyse genereller Tatbestände noch viele Aufgaben vor sich sieht. Was in strengster Beschränkung auf das Prinzipielle Hönigswald im „Problem des Rhythmus“ (Wissenschaftliche Grundfragen V 18 ff.) über den Teil-

rhythmus, über einfache und komplexe Rhythmen auseinandergesetzt hat, scheint mir einer sprachphilosophischen Auswertung im angedeuteten Sinne im höchsten Maße fähig und würdig zu sein. Merkwürdige Erfahrungen, die ich persönlich gemacht habe, sind für mich der Ausgangspunkt aller dieser Betrachtungen gewesen. Ein von anderer Hand ins Reine geschriebenes Vortragsmanuskript, das ich vorlesen wollte, enthielt eine für den Sinn ganz unwesentliche Umstellung eines „aber“: ich war nicht imstande, diesen Satz aus meiner Gesamthaltung zu lesen und die ganze Periode war mir völlig fremd geworden; ich mußte aus der dem eigenen Produkt gegenüber charakteristischen Haltung des Lesenden heraustreten und sozusagen „fremd“ lesen. Untersuchungen über den offenbar ganz zentral bedingten, der Willkür völlig entzogenen Ablauf der Sprechatmung, an denen ich zuletzt noch teilnehmen konnte — sie sind von Professor Klestadt inzwischen in der Zeitschrift für Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde XII (1925), Kongreßbericht II. Teil, S. 257—277 mit vielen Kurvenbildern veröffentlicht worden — haben in mir die Überzeugung gefestigt, daß grade der durch Atempausen eingeschlossene Ablauf größerer rhythmisch-melodischer Einheiten neben den generellen Typen einzelner Sätze, von denen Herr Ammann spricht, untersucht werden könnte.

Hieraus ergibt sich bereits, daß ich mehr als Herr Ammann geneigt bin, den Wirkungsbereich der Sprachmelodie ins Intellektuelle, nicht bloß Emotionale auszudehnen, womit sich ja auch die oben angedeuteten Differenzen in der Beurteilung des wissenschaftlichen Satzes von einer anderen Seite erklären. Die „Typologie der sprachlichen Äußerung“, die Herr Ammann S. 172 fordert, müßte natürlich zunächst die emotional verschiedenen Formen, die er hier aufzählt, umfassen. Interessant war mir besonders seine Forderung, auch die „Gestaltmöglichkeiten des stummen Denkens“ einzubeziehen. Wer Klestadts Kurven betrachtet, wird mit Überraschung sehen, wie ein so allgemein bedingter physiologischer Vorgang wie die Atmung schon von dem bloßen Denken an das sprachliche Produkt beeinflußt wird, und zwar um so stärker, je mehr dieses sich dem eigentlichen Sprechen, dem Artikulieren der Worte annähert. Ich wünschte mir sehr, daß ein geschulter Experimentator die von Klestadt aus

einer ganz bestimmten therapeutischen Absicht angeordneten Versuche unter allgemeineren Gesichtspunkten fortsetzte. Herrn Ammanns Bemerkungen über die immanente Melodie oder Lautgebärde bewundere ich ob ihrer Kühnheit; ich glaube allerdings, daß hier etwas freilich sehr schwer zu Fassendes vorliegt. Die leiblich-geistige Doppelnatur der Sprache erzeugt die Vorstellung, als hätte jede Bedeutung einen ihr zugeordneten Klang. Es ist dies ein ähnlich tief liegendes Problem wie das des Anteils der einzelnen Laute an der Bedeutung; grade die größten Philosophen, die über die Sprache nachgedacht haben, sind ihm nicht ausgewichen; Platon berührt es im *Kratylos*, Leibniz im 3. Buche seiner *Nouveaux Essais* und im 49. Absatz seiner „Unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache“; die falschen Etymologien, die beide zur Bekräftigung ihrer Ansichten heranziehen, sollten nicht zu einer hochmütigen Ablehnung ihrer Grundmotive Veranlassung geben. Bis jetzt scheint mir weitaus das Tiefste und Differenzierteste, was über den möglichen Zusammenhang von Klang und Bedeutung gesagt worden ist, bei Humboldt, Einleitung zum *Kawiwerk*, Akad. Ausg. VII 76 ff., zu stehen. Ich wiederhole, es ist ein anderes Problem, das dort zur Verhandlung steht, aber die Vorsicht, mit der auf die mögliche Rückwirkung der Bedeutung auf den Klangcharakter hingewiesen wird, ist methodisch musterhaft.

Was nun die Unterscheidung von erster und zweiter Satzmelodie anbetrifft, so gebe ich zu, daß sie in vielen Fällen so, wie Herr Ammann sie faßt, möglich ist. Wenn ich recht verstehe, so schließt er individuelle melodische Eigentümlichkeiten etwa im Sinne Sievers', wie sie oben angedeutet wurden, aus, bzw. zieht sie hier nicht in Betracht. Dann bleibt also nur der Unterschied übrig zwischen dem Typus des Satzes — z. B. eines typischen Fragesatzes —, und der besonderen Tönung, in der der fragende Sprecher aus seiner besonderen sachlichen Situation heraus diesen Typus modifiziert, wenn z. B. der Zweifel in die Frage hineinklingt. Die Dinge sind sehr schwierig, und ich möchte nur einen anderen Gesichtspunkt neben dem von Herrn Ammann betonten zur Geltung bringen. Wenn ich die generelle Struktur einer Satzgestalt: Frage, Bitte, Wunsch unterscheide von der Bedeutsamkeit, die diese bestimmte Frage,

dieser Wunsch für das sprechende Ich und sein Gegenüber in der individuellen Situation hat, so ist diese Scheidung ohne Zweifel immer vollziehbar. Wenn man aber auch hier den abgeschlossenen Sinn eines Satzes, wie „Aller Anfang ist schwer“, „die in ihm enthaltene gedankliche Synthese“ von dem trennt, was in einer bestimmten Situation mit ihm gemeint ist, so kann ich nur wiederholen, daß die Abgeschlossenheit auch eines solchen Satzes nur sehr relativ von der jeder an sich verstehbaren sprachlichen Äußerung überhaupt verschieden ist, und anstatt den ersten Sinn gewissermaßen als etwas normales, objektives, absolutes anzusehen, möchte ich lieber den Sachverhalt radikal umgekehrt beurteilen: die „Wendungen“, in denen auch ein sozusagen allgemeinerer Satz bedeutsam sein kann, in denen er erlebnismäßig wirklich erfüllt vollzogen, kurz im schlichten Sinne wirklicher Sprache gesprochen wird, sie sind das Primäre, und wenn aus der „Funktionsbreite“ eines Satzes, aus der Fülle möglicher Bedeutung eine absolute Bedeutung abstrahiert wird, so spielt doch — das haben wir von Husserl gelernt — die exemplifizierende bzw. exemplarische Bedeutungserfüllung aus einem vorgestellten konkreten Sinnbezug hierbei mindestens die Rolle eines nötigen Durchgangspunktes zum Quell aller Sinnerfüllung. Und mindestens solange wir sprachliche Vorgänge im Auge haben, ist diese sogenannte tiefere Bedeutungsschicht uns nur immanent im exemplarischen Sinnvollzuge gegeben. Hier liegt eine Grundantinomie der Sprache und der Bedeutung: alles sprachliche Meinen, weil es ein „Wissen von etwas“ ist, muß einen Bestand ideeller Allgemeinheit in sich tragen, und doch ist dieses Allgemeine als solches nicht faßbar, sondern nur im Besonderen repräsentiert. Es ist das Kreuz aller Sprachbetrachtung, daß man bei ihr aus der Haltung eigentlichen Sprechens heraustreten muß, und daß dies sogar leider sehr leicht ist: man kann jedes Stück der Rede vor sich hinstellen, und es gibt auch bereitwillig Antworten her. So kann man fragen: was heißt dieser Satz „an sich“, was heißt jener, und da findet man zweifellos große Unterschiede der Allgemeinheit, der Allgemeingültigkeit, des Wahrheitsgehaltes und seiner Fundierung, ferner der Abgeschlossenheit, und man hat ein Recht, sie festzustellen. In der eigentlichen Rede aber können alle diese Grenzen sich wieder verwischen kraft

der Freiheit sprachlicher Sinngebung, in der es immer auf die vermeinte, nie auf objektive Geltung ankommt, auf eine vermeinte Wahrheit, die freilich nie subjektive Willkür ist, sondern in jedem Falle verstehbarer Rede die Beziehung auf Gegenständlichkeit behält (vgl. Hönigswalds Denkpsychologie).

Ich möchte die Frage der Abgeschlossenheit, von der aus Herr Ammann zu einer engeren Fassung des Satzbegriffes als ich gelangen zu müssen glaubt, unter dem zuletzt angedeuteten Gesichtspunkte jener labilen Freiheit sprachlicher Sinngebung betrachten. Inzwischen ist von A. Nehring in der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung N. F. Bd. 55 S. 238 ff. eine sehr lehrreiche Zusammenstellung neuerer Theorien erfolgt, die Herrn Ammanns Parenthese, daß ich mich mit meiner Theorie in Übereinstimmung mit den Satztheorien der letzten Jahrzehnte befinde, durchaus bestätigt. Ich gehe die Thesen Herrn Ammanns der Reihe nach durch. Zunächst stellt er den Auftaktcharakter der Anrede der melodischen Abgeschlossenheit eines Satzes gegenüber. Ich habe den Vergleich mit dem Auftakt nicht ganz verstanden, pflegt doch die Anrede meist gerade mit einer starken Kadenz zu schließen. Freilich, ein Beispiel wie „Otto, komm mal her“, zeigt eine Offenheit der Melodie: aber diesen Vokativ wird man doch kaum für einen Satz halten. Anders ist es mit gegliederten Anreden, bei denen der Zwiespalt, ob man sie zu den Sätzen rechnen soll, m. E. erst aktuell wird: „Meine Herren!“ „Mein lieber Freund!“ ist oft eine abgeschlossene Melodie; wie aber als eingeschobenes, im Tone ohne Zweifel abfallendes, untergeordnetes Füllsel? Ferner ein neues Problem: Anreden pflegen in ihrer Melodie sich stark dem Tone des Satzes, in dem sie stehen oder den sie einleiten, anzupassen; „mein lieber Freund“ z. B. kann sehr drohend klingen, wie überhaupt nebenbei bemerkt der Kontrast von immanenter Bedeutungsmelodie im Sinne Herrn Ammanns und willkürlicher Veränderung wichtig ist für eine Reihe psychologischer Probleme, die man meist ohne Rücksicht auf den physisch wahrnehmbaren Ausdruck bloß nach ihrem Inhalt zu erfassen sucht, wie Ironie, Humor, Witz; alles dies beruht auf einer gewissen Kontrapunktik immanenter und ausgedrückter Sinngebung und entsprechender Sprachmelodien.

Die Frage, ob die Möglichkeit, Anreden auf die Melodie eines „ganzen Satzes“ abzustimmen, ihren Satzcharakter bestätigt oder im Gegenteil ausschließt, führt zu dem nächsten Punkte, dessen Klärung mir wichtig ist, dem eingliedrigen Satzäquivalent S. 173: „Als solche führt St. nur Worte an wie Ja, So? So! vielleicht!, die sich doch ausdrücklich als bloße Antwort geben; eine Antwort, eine Gegenrede kann aber kein melodisches Ganzes für sich bilden, da sie gleichsam die vorgegebene Melodie aufnimmt und weiterführt.“ Warum mir gerade diese Worte eingefallen sind, nicht die, wie ich aus A. Nehrings Abhandlung ersehe, für diese Exemplifizierung üblichen wie „Feuer“ und „Hilfe“, hat einen bestimmten Grund. Ich meinte meine Beispiele gerade nicht als einfache Antworten; ich habe an das langgezogene „Ja“ gedacht, mit dem man eine wesentliche Einschränkung zu dem Gesagten ausdrücken kann und durchaus verstanden wird; ich habe an ein „So“ gedacht, das eine sehr komplizierte Stellungnahme — merkwürdigerweise ganz eindeutig — bezeichnen kann, in manchen Fällen eindeutiger als ein Satz; es gibt doch Fälle, in denen, wie man zu sagen pflegt, der Tonfall eines Wortes sehr „vielsagend“ ist, in denen man eine komplexe Haltung „gar nicht besser ausdrücken kann“, in denen ein solches Wort „Bände spricht“, wie die Wendungen lauten. Ich hatte wieder an die eigentümliche intellektuelle Bedeutungsfülle gedacht, an jene „Komplexqualitäten“, die Felix Krueger neuerdings in so interessante Parallele mit den Gefühlen gebracht hat, weil Relationsgefüge auch von durchaus nicht nur gefühlsmäßigem Gehalte als Ganzes, als „Stimmung“, *ἀπουσία*, „gefühlte“ werden — Dinge, die Kant in der Kritik der Urteilskraft so tief erfaßt hat. Daß es Sinngebungen durch ein einfaches Wort gibt, in denen sich Relationen zwischen Vorstellungs-, Gefühls- und Willensintentionen hauptsächlich in der Betonung ausdrücken lassen, daß solche Worte in ihrem ganzen Sinnreichtum *uno intuitu* verstanden werden, das war das Phänomen, das mich beschäftigte und zu dessen Erklärung ich jenes musikalische Bild gebrauchte. In der Sache ist mir, wie ich jetzt von A. Nehring lerne (S. 267), Viëtor vorausgegangen: „Auf einsilbigen Wörtern, wie ja, so, wie kann, wenn sie einen Satz vertreten, die Intonation dieses ganzen Satzes zusammengedrängt werden“. Die Tatsache einer Entsprechung der Ton-

kurven gibt auch Herr Ammann für die Einwortsätze Feuer, Hilfe zu; ich hatte nun an Fälle von Ja und So gedacht, die eine weniger emotional eindeutige, aber eine viel komplexere Stellungnahme des Sprechenden ausdrücken wie Feuer und Hilfe; deshalb darf die Frage, ob bloße Antworten lediglich eine Melodie aufnehmen und dadurch *eo ipso* unabgeschlossen sind, zunächst zurückgestellt werden hinter der wichtigeren, ob die durch Worte gegliederte Melodie eines vollständigen Satzes das Prius sei oder umgekehrt das, was ich verkürzte Satzmelodie nenne; das letztere ist für Herrn Ammann so selbstverständlich, daß ihm jede Behauptung, die in ihren Konsequenzen die „Ursprünglichkeit der Lautgebärde gegenüber der grammatisch artikulierten Rede“ in Frage zu stellen scheint, „evident unrichtig“ vorkommt. Herr Ammann hält dann ganz folgerichtig die Lautgebärde für ablösbar von den Wortbedeutungen, weil sie ohne Kenntnis der Sprache verstanden wird. Er erinnert im nächsten Absatz als Beweis dafür an das Verständnis menschlicher Sprache durch die Tiere, in dem ohne Zweifel das melodische Element eine sehr wichtige Rolle spielt, ferner an das „Verstehen von Gesprochenem ohne Kenntnis der Sprache“, und an die scherzhafte Tatsache, daß ein stark emotionaler Vortrag des bloßen Alphabetes oder sinnloser Silben „selbstverständlich mit ebenso eindringlichen Begleitgebärden“ Wirkungen auslöst; er hätte noch auf die herrliche Geschichte verweisen können — von Matkowski, glaube ich —, der die Worte Ferdinands in *Kabale und Liebe* mit größtem Feuer so sprach: „Umgle dich mit dem ganzen Gurte deines Stolzlands, ich verjüngle dich, ein deutscher Werfling“, ohne daß das Publikum es bemerkte, oder auf Christian Morgensterns „Großes Lalula“, in dem durch starke Interpunktion der Vortrag ersetzt ist. Wieder muß ich daran festhalten, daß für einen mittleren Bereich sprachlicher Möglichkeiten die Trennung von Sprachmelodie und Bedeutungsordnung theoretisch einen gewissen Sinn hat, daß aber weder grundsätzlich noch tatsächlich die vollständige Loslösung der Melodie von dem in ihr gestalteten Bedeutungsgefüge innerhalb der Grenze menschlichen Sprechens möglich ist. Ich muß zunächst fragen: Wie meint Herr Ammann die Ursprünglichkeit der Lautgebärde vor der artikulierten Rede? Genetisch oder prinzipiell? Bekanntlich hat W. v. Humboldt sogar die Frage nach dem Ursprung

der Sprache als ihrem Wesen widersprechend abgelehnt (vgl. Logos X, 265 ff.). Wie dem auch sei, ich glaube, daß Herr Ammann „ursprünglich“ in dem allein hier in Betracht kommenden prinzipiellen Sinne meint, also so, daß die Lautgebärde diejenige Ganzheit ist, aus der heraus sich erst die Gliederung entwickelt; ich habe zu dieser Auffassung wohl selbst durch die meinem Aufsatz zugrunde liegende Unterscheidung von Sinn und Bedeutung Veranlassung gegeben, indem ich die Melodie als das lautliche Äquivalent des „noch nicht gegliederten Sinnes“ bezeichnete. Aber ich habe den psychologischen Begriff der Präsenz grade deshalb aufgegriffen, weil ich zeigen wollte, daß weder von einem zeitlichen noch von einem grundsätzlichen „Früher“ hier gesprochen werden darf. Ich habe dem, was ich am Ende des 2. und 3. Absatzes gesagt habe, nichts abzustreichen und nichts hinzuzufügen. Das Beispiel der „klagenden Interjektion“ und der entsprechenden Satzmelodie, das Herr Ammann wählt, ist das für meine Auffassung ungünstigste. Und doch möchte ich sogar hier auf den Unterschied hinweisen, der zwischen einem Klagelaut, einem unmittelbaren Schrei oder Wehruf besteht und einer Interjektion, die Wort ist und als solches wirkt. Jeder kann sich leicht davon überzeugen, daß ein grundsätzlicher Unterschied besteht zwischen dem gestöhnten und wirklich gesprochenen Ach. Worin besteht dieser Unterschied? Einmal darin, daß das gesprochene Ach aus Sprachlauten besteht, äußerlich betrachtet, daß es aufgeschrieben werden kann, daß es eben ein Wort ist. Aber ich glaube, das genügt nicht; es genügt sicher nicht für alle die mit Vorstellungen, Strebungen durchsetzten komplexen Laute für Gefühle und Stellungnahmen, von denen ich ausging. Ich lege auch heute noch größten Wert darauf, daß die Sprachmelodie in sich bereits auf Bedeutungsgliederung angelegt ist, wie ich überhaupt die umständliche und vorsichtige Definition der Sprachmelodie, die ich S. 182 gegeben habe, durchaus noch einmal unterstreichen möchte. Eine Sprachmelodie ist nicht erst eine Lautgebärde, dann umkleidet sie sich mit bedeutungsvollen Worten, sondern ihre „Verständlichkeit“ beruht darauf, daß ihr Typus so oft als wirkliche Satzmelodie artikuliert worden war; für die nachahmende Kindersprache mag es richtig sein, daß ein Klanggebilde aufgefaßt wird, bevor es als artikulierte Fügung erlebt wird — ich habe ja darauf

hingewiesen (S. 188 Anm.). Aber die Kindersprache ist ein Grenzfall, genau so wie jene scherzhaften Beispiele, die doch alle nur in besonderen, den vollen Verständigungsvorgang einschränkenden Situationen möglich sind; man ergänzt aus dem vollen Spracherlebnis etwas, über dessen Fehlen absichtlich oder unabsichtlich man im einzelnen Falle hinwegsieht. Wie weit für den, der nicht sprechen kann, für den also die Sprache als Ganzes, als *ἐνέργεια* nicht bei der Deutung gegenwärtig ist, Lautgebärden verständlich sind, müßte untersucht werden; umgekehrt müßte bei den Experimenten, die Herr Ammann empfiehlt, die psychische Gesamtsituation, aus der gedeutet wird, immer berücksichtigt werden, was im Experiment ungemein schwer ist! Ich bestreite nicht, daß wir durch die Sprachmelodie in eine Region tierisch-menschlicher Ausdrucksmöglichkeiten hineingeführt werden, in die auch der mimische Ausdruck hineingeht. Dasjenige Phänomen aber, an dem wir besonders lag und liegt, ist grade die innerste Verschmelzung dieser Dinge mit dem Denkerlebnis, Denken in jenem allgemeinen Sinne der Denkpsychologie verstanden. Löst man das „mimetische“ Element im Spracherlebnis vom „Denken“ ab, vielleicht in der guten Absicht, die Autarkie dieser mimetischen Ausdrucksmöglichkeiten und damit ihre Wichtigkeit zu erweisen, so tritt leicht die umgekehrte Wirkung ein: Denken, Urteilen wird wieder in seiner luftigen „reinen“ Besonderheit aufgefaßt und erst neben, dann über jene Ausdrucksmöglichkeiten gestellt, und die Hauptleistung, die von der Sprachphilosophie aus für die systematischen Probleme der gegenwärtigen Philosophie erwartet werden darf, wird gefährdet: Jede menschliche Seins- und Ausdrucksweise aus der vollen Totalität der leiblich-geistigen Natur des Menschen begreifen zu lehren. Doch um zum Ausgangspunkte zurückzulenken: wenn Herr Ammann aus meinen Darlegungen die „Ursprünglichkeit der artikulierten Satzmelodie vor der Lautgebärde“ herauslesen konnte, so will ich ausdrücklich die präsentielle Gleichordnung auch hier betont haben und die Übereinstimmung mit Absatz 3 und 4 auch hier sichtbar machen.

Nun zu den „gestaltlichen Typen, die nicht an die Satzform gebunden sind“, denen Herr Ammann die grammatische Satzform entgegenstellt. Da er die „Satzform“ enger faßt, ist die Folgerung konsequent. Mir scheint seine Auffassung des

Satzes ganz eng an der „Normalform“ Subjekt - verbales Prädikat orientiert zu sein, an dem, was Humboldt die Prosopopoe der Sprache nennt (Über den grammatischen Bau der chinesischen Sprache, V. 312), eine Stelle, auf die ich S. 197 hinwies, die im Zusammenhange der ganzen Abhandlung zu lesen ich dringend bitte. Daß eine Fügung wie die: „Herrlich, dieser Wald“ sich schon melodisch „weniger geschlossen“ zeigt als die Normalform mit richtig gestelltem Verbum, scheint mir allerdings nicht sicher; sind denn musikalische Gebilde, in denen eine Pause etwa die Punktierung verstärkt, weniger geschlossen? Die griechische Fügung $\delta\ \pi\alpha\iota\varsigma\ \kappa\alpha\lambda\acute{o}\varsigma$ ist doch ohne Zweifel ein vollständig geschlossener Satz, und die Affektbetontheit, die man hier noch annehmen könnte, fällt doch sicher weg bei dem Stil der aristotelischen Lehrschriften, in dem das Verbum manchmal durch mehrere Haupt- und Nebensätze hindurch wegbleibt. Daß Herr Ammann die affektbetonten melodischen Fügungen, soweit sie vorwiegend durch den Ton vereinigt sind, nicht als Satz auffassen will, ist bei ihm konsequent. Vielleicht ist es ganz gut, an einer handgreiflichen „Normalform“ des grammatischen Satzes festzuhalten und ihr dann alle die sprachmelodischen Typen von anderer, gleichviel ob von höherer oder von niederer Geschlossenheit gegenüberzustellen. Es ist ja nicht nötig, nun grade eine Definition des Satzes, die alle Möglichkeiten der Abgeschlossenheit umfaßt, erzwingen zu wollen — diese Überzeugung gewann ich aus der Nehringschen Abhandlung. Ist es doch schon kaum möglich, das Wort zu definieren, dessen Selbständigkeit ja auch so eng mit dem Ton zusammenhängt. Wie sind „übergehen, ich gehe über, übergehen, ich übergehe“ zu beurteilen? Wie enklitische Worte? Entsprechende Fragen erheben sich beim Satze: ist der sog. Nebensatz ein Satz? Diese Frage wird meist gar nicht aufgeworfen. Und doch hängt die Entscheidung, ob Anreden nur Auftakte sind, von diesen prinzipiellen Klärungen und Festsetzungen ab. Wer jemals versucht hat, einen Relativsatz durch den Ton allmählich zum Hauptsatz mit einem „relativen Anschluß“ werden zu lassen, ein lateinisches *quamquam* wieder in die Parataxe zurückgehen zu lassen, aus der es zur unterordnenden Konjunktion geworden ist, wird mit Staunen die Wichtigkeit und abgestufte syntaktische Kraft der Sprachmelodie erkannt haben, und sich darüber klar geworden sein,

daß die sprachliche Sinngebung souverän über alle Möglichkeiten verfügt, die die Grammatik gern sondern und an bestimmte äußere Kennzeichen anheften möchte.

Nun zum Schluß. Herr Ammann sagt: „Bedenken habe ich gegen die Urteilstheorie Stenzels, deren Ausgangspunkt mir höchst ungünstig gewählt scheint. St. legt der Erörterung des Verhältnisses von Satz und Urteil das ‚triviale‘ Beispiel ‚Der Rabe ist schwarz‘ zugrunde. So geläufig solche Beispielsätze seit den frühesten Zeiten logisch-grammatischer Spekulation sind, so wenig vermögen sie uns über das Wesen des Urteils als eines schöpferischen geistigen Aktes zu belehren.“ Herr Ammann hat in einem doppelten Sinne recht, zu tadeln. Erstens ist dies Beispiel hier unglücklich, und zweitens habe ich den stilistischen Fehler gemacht, eine mit großer Klarheit und Energie längst entwickelte moderne Urteilstheorie, die grade im Gegensatz zu einer als antik angesehenen Urteilsauffassung entworfen wurde, allzu skizzenhaft wiederzugeben und zur Grundlage der Erörterung zu machen. Unrecht hat Herr Ammann allerdings darin, daß er mir diese Urteilstheorie zuschreibt und dieses unglückliche Beispiel für den „Ausgangspunkt“ der Theorie hält, als hätte ich sie an diesem Beispiel improvisiert. Was ich hier freilich allzu kurz und für die Zwecke dieses Aufsatzes zurechtgeschnitten darbot, ist diejenige Auffassung des Urteils, wie sie die von mir ausdrücklich genannten Logiker, von Kant angefangen, bis Riehl und Hönigswald ausgebildet haben, eine Theorie, die, soweit sie hier gebraucht wird, sich mit den Ergebnissen der Phänomenologie durchaus in Einklang setzen läßt. Ob der Unmut des Herrn Ammann über den ganzen Typus solcher Beispiele berechtigt ist, bleibe dahingestellt; hier jedenfalls hätte ich dieses Beispiel nicht aufgreifen dürfen, sondern eines bilden sollen, das zugleich auch für die Zwecke der Sprachmelodie geeigneter gewesen wäre. Die große Mühe, die Herr Ammann aufwenden mußte, um dem Beispiel schließlich auch diese Funktion abzurufen, hätte ich ihm ersparen sollen, denn sie wirft leider für das, worauf es mir ankam, nichts ab. Ich hatte nur an das gedacht, was mein Beispiel in dem unmittelbaren Zusammenhang, in dem ich es gebrauchte, leisten sollte. Und das leistet es, ob man es als Wahrnehmungs-

urteil „Dieser Rabe ist schwarz“ oder als begrifflichen Satz: „Raben sind schwarz“ interpretiert. Denn zeigen sollte es bloß die Parallelität der sprachlichen und logischen Bedeutungsintention; genau so, wie in der sprachlichen Bedeutungsgliederung eines Gesamtsinnes — dies war der Ausgangspunkt meiner Darlegungen — gliedert sich auch in dieser längst in faßlichen Darstellungen vorliegenden Urteilstheorie die Einheit des Gegenstandes und schließt sich wieder zur Einheit zusammen; sie kann sich gliedern, weil sie Einheit ist und dieser Bestand stellt sich erst in der Gliederung dar; auch hier wie in der Sprache werden diese beiden Momente in präsentiellem Zusammen miteinander erlebt. Wenn jene logische Theorie „ist“ für das Prädikat erklärt, so bezeichnet dieses Wörtchen für sie die Copula im logischen Sinne, d. h. das Band, das die Einheit der im Urteil gegliederten Gegenständlichkeit behauptet und Geltung beansprucht. Deshalb bedeutet logisch das „Ist“ in jedem besonderen Falle etwas anderes, weil die durch dies Wort behauptete Einheit des Gegenstandes, der sich in Subjekt und Prädikat gegliedert hat, je nach dem Gegenstande von Fall zu Fall eine andere ist. Diese Intention des Urteilenden auf Einheit, die natürlich zu jedem Urteil gehört, und erst das Urteil bewirkt — genau das, was Herr Ammann gegen diese Urteilstheorie ins Feld führen zu müssen glaubt —, kann nun im Spracherlebnis ersetzt werden durch den vereinheitlichenden, Zusammengehöriges als solches ausdrückenden Ton sprachlicher Gestaltung. Ein „Abbrechen der Brücken zwischen logischer Struktur und grammatischer Gestalt“ kann in dieser Theorie kaum gesehen werden; wird doch sogar der Begriff der Copula beibehalten. Allerdings wird hier versucht, eine Satz- und Urteilstheorie vorzubereiten, die alle Typen abgeschlossener Gebilde gleichmäßig umspannt. Ich hatte gehofft, daß diese Andeutung in dem letzten Abschnitte meines Aufsatzes vielleicht diesen oder jenen Leser, dem die neueren logischen Untersuchungen bisher fernstanden, zu einer Kenntnisnahme dieser Forschungen verlocken würden. Denn dort liegt in der Tat eine Überwindung der traditionellen schulmäßigen Auffassung des Urteils und Satzes vor. Herrn Ammann hat leider das unglückliche Beispiel vom schwarzen Raben, auf das er immer wieder zurückkommt, daran gehindert, die eigentliche Absicht der zu-

gründe liegenden Theorie näher zu bedenken; er konstatiert an dem Beispiel einen Mangel, „dessen Bedeutung St. grade zu würdigen lehrte“ (109). Aus dieser Feststellung geht ja deutlich hervor, daß es mir offenbar hier auf etwas ganz anderes angekommen ist. Das Betrübliche ist, daß dieses Rabenbeispiel eine Reihe von logischen Aufstellungen provoziert hat, die ich mir nur aus der sachlich schiefen Einstellung zu dem, was in dieses Beispiel hineingelegt wird, erklären kann. Ich verzichte deshalb auf eine Behandlung im Einzelnen; weder die Unterscheidung von Urteil und Beschreibung scheint mir in dieser Form möglich noch verstehe ich, warum die Farbenbeispiele grade so unglücklich sein sollen; an allen Eigenschaften lassen sich derartige sachliche Unterschiede prädikativer und attributiver Zuordnung, wie sie Herrn Ammann grade hier auffallen, ohne weiteres aufweisen. Wie schwierig alle die Scheidungen, die Herr Ammann ansetzt, durchzuführen sind, zeigen die scharfsinnigen Arbeiten von Hans Lipps, vgl. z. B. diese Zeitschrift I 1925, S. 59 ff.

Ich hatte meine Abhandlung für den Rahmen, in dem sie erschienen ist, geschrieben. Welche einzelwissenschaftlichen und philosophischen Fragen mich zu einer Verknüpfung durch den analytischen Aufweis verwandter Problemstellungen gelockt haben, habe ich in der ersten Anmerkung deutlich gesagt. Bei der Vielfältigkeit solcher „Synthesen“ muß natürlich auch das Echo sehr verschieden ausfallen, und es ist das gute Recht jedes Kritikers, das herauszugreifen, was ihm geeignet scheint. Mit diesem Zugeständnis möchte ich die Diskussion schließen.

J. Stenzel.

Da der Herr Herausgeber die Güte hatte, mir das Wort zu einer Duplik zu erteilen, glaube ich, kurz darauf hinweisen zu dürfen, daß ein großer Teil der hier aufgeworfenen Fragen in dem inzwischen erschienenen zweiten Teile meiner Sprachphilosophischen Untersuchungen¹⁾ eine eingehende Behandlung gefunden hat. Insbesondere ist hier über die Eigenart der formulierten Sätze ausführlich gehandelt (S. 54 ff.). Ergänzend bemerke ich hierzu: Daß der wissen-

¹⁾ Die menschliche Rede II, Lahr i. B. 1928.

schaftliche Lehrsatz nur im Rahmen des wissenschaftlichen Denkens „Sinn“ hat und daß seine Geltung im ganzen dieses Denkens gründet, erscheint auch mir unbezweifelbar. Denn erst aus dem ganzen dieses wissenschaftlichen Denkens heraus erhalten seine Elemente ihre „Bedeutung“. Nur für den, der diese Bedeutung kennt, hat der Satz einen „Sinn“, nur er kann ihn „verstehen“. Beim Schirm-Satz dagegen handelt es sich nicht um Erfüllung von Bedeutungsleistungen, an denen das Verstehen des Sinnes hinge; denn die Bedeutung der in ihm enthaltenen Worte ist mit der Kenntnis der Sprache schon gegeben. Seine Unselbständigkeit ist bedingt nicht durch einsinnig erfüllbare Bedeutungselemente, sondern durch ein leerlaufendes Beziehungsmoment, dessen Beziehung auf ein imaginäres Subjekt (und eine imaginäre Situation) ich mit der zwangsläufigen Beziehung des wissenschaftlichen Satzes auf das Ganze des wissenschaftlichen Denkens doch nicht ganz auf eine Stufe stellen möchte.

Noch ein Wort zur Frage der „Ursprünglichkeit“. Ich hatte mit der Bemerkung „wenn anders die Lautgebärde...“ nicht die Absicht, das Problem des Sprachursprungs aufzurollen. Aber wenn ich ein klagend-langgezogenes „ooo!“ und ein in klagendem Tone gesprochenes „Das tut mir aber leid!“ nebeneinander stelle, so wirkt die erste Ausdrucksweise „ursprünglicher“, „elementarer“ als die zweite; was hier unmittelbar ausbricht, erscheint dort durch die satzmäßige Formung gebändigt und beherrscht. Man kann gewiß unter den Bestandteilen der Sprache scheiden zwischen solchen, die der vorsprachlichen Ausdruckswelt näher, und solchen, die ihr ferner stehen; zwischen solchen, die ihre Zugehörigkeit zur Welt des Logos nur durch die Artikulation bekunden, und solchen, die ganz in den Dienst der geistigen Durchdringung und Formung gestellt sind. Ich hoffe diesen Gedanken an anderer Stelle weiter ausführen und so zugleich dem Problem des Sprachursprungs eine fruchtbarere Wendung geben zu können.

Für das Verhältnis von Lautgebärde, Wortklang und Wortbedeutung verweise ich auch hier auf meinen Aufsatz *Neue Jahrbücher* 1925, S. 221 ff.

Bei einer Gruppe wie „*Herrlich, dieser Wald!*“ scheint mir wesentlich, daß das erste Wort als Ausruf für sich allein stehen könnte und in der melodischen

Tönung dieses „ursprüngliche“ Selbständigkeit auch noch erkennen läßt; ähnlich wie man in einem Sätzchen „*Brot gibt es heute nicht*“ noch eine ursprünglichere Gliederung „*Brot? Gibt es heute nicht!*“ durchführen kann.

Was nun endlich den ‚Schwarzen Raben‘ anlangt, so will ich gerne gestehen, daß meine Gegnerschaft gegen die psychologisch nicht fundierten Beispielsätze von langer Hand ist. Ich bin mir auch bewußt, daß mein Angriff sich nicht nur gegen dieses Einzelbeispiel richtet, sondern gegen eine bis ins Altertum hinaufreichende Tradition und letzten Endes überhaupt gegen die herkömmliche Fassung des Begriffs ‚Urteil‘. Meine Absicht ist, von der „statischen“ Betrachtung des fertigen Urteils zu einer „dynamischen“ Wertung des Urteilsaktes vorzudringen und von hier aus den Begriffen des Urteilssubjekts und des Urteilsprädikats einen neuen Sinn zu geben. Einen Versuch in dieser Richtung stellt der letzte Hauptteil meiner ‚*Untersuchungen*‘ dar. Hier sei nur bemerkt, daß uns das Wesentliche des Urteilsaktes nicht da zu liegen scheint, wo es die vom Verfasser vertretene Urteilstheorie sehen will, in der Gliederung einer ursprünglichen Einheit und der Wiederherstellung dieser Einheit.

Für alle Anregungen und Hinweise, die der Herr Verfasser mir und damit auch den Lesern dieser Zeitschrift für fernere Arbeit zu geben die Freundlichkeit hatte, möchte ich zum Schluß noch meinen aufrichtigen Dank aussprechen.

H. Ammann.